

Raum und Identität als Konfliktkategorien

Sturm, Gabriele

Postprint / Postprint

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sturm, G. (1999). Raum und Identität als Konfliktkategorien. In S. Thabe (Hrsg.), *Räume der Identität - Identität der Räume* (S. 26-37). Dortmund: Technische Universität Dortmund, Fakultät Raumplanung, Institut für Raumplanung (IRPUD). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58547-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Raum und Identität als Konfliktkategorien

Als Soziologin starte ich meine Rezeption der beiden hier angesprochenen Begriffe ausgehend von meiner Heimatdisziplin. In der Soziologie sind Raum und Identität zwei Gegenstände, die lange nicht bzw. kaum thematisiert wurden.

Bezüglich des Raumes hatte dies unterschiedliche Ursachen: Entweder wurde Raum nach wie vor im Kantschen Sinne als ex ante aller menschlichen Erfahrung und damit dem Sozialen vorgelagert verstanden oder der soziologische Blick folgte eher der Zeit, die offensichtlicher als menschliche Syntheseleistung (Elias 1984) homolog zu gesellschaftlichen Veränderungen thematisiert wurde, oder Raum galt als dinglicher Rahmen bzw. als Container für das darin sich abspielende Soziale und fiel so der Nichtbeachtung anheim, vielleicht weil die Soziologie die materiellen Dinge insgesamt wenig bewusst in ihre Analysen einbezieht. So wurde Raum als Thema der Geografie, der Physik, der Raumplanung überlassen.

Das Identitätsthema hingegen wurde weitgehend der Psychologie bzw. Psychotherapie überlassen, da scheinbar nur an das menschliche Individuum gebunden und unabhängig von gesellschaftlicher Ordnung, sprich: deren Herstellung und Aufrechterhaltung. Solches stellen allerdings seit einigen Jahren feministische Theoretikerinnen grundlegend in Frage. So empfahlen Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp „Fluchten aus dem Identitätszwang“ (1987, 141ff): Historisch betrachtet entspricht das ‚mit sich selbst identische Individuum‘ dem Selbstentwurf des bürgerlichen Mannes, der durch Beständigkeit, Abgeschlossenheit, Selbstgewissheit gekennzeichnet ist. Diesem Subjektverständnis liegt eine Weltsicht zugrunde, die alles außerhalb Liegende von sich aus zum Nicht-Identischen, zum Anderen stempelt – speziell alles Weibliche mehrfach ausgrenzt und abwertet. Dagegen entwickeln die Autorinnen einen Männlichkeit wie Weiblichkeit einbeziehenden Identitätsbegriff im Sinne einer „Konfliktkategorie ..., als von innen und außen gefährdete Einheit von Identischem und Nicht-Identischem, die immer wieder aufs neue ausbalanciert werden muß“ (ebd., 142). Ähnlich gestalten sich die aktuelleren Dispute über die Konstitution von Raum (IRS 1993; Mayer 1993).

Vor diesem Hintergrund ist es vielleicht nicht zufällig, dass sich gerade einige Stadtsoziologinnen dezidiert der Verknüpfung von gesellschaftlichen Hierarchien und Raumkonstruktionen widmen (Breckner/Sturm 1997; Löw 1997). Meine Darlegungen hier präsentieren zunächst eher kurz weitere wissenschaftliche Begriffsklärungen für Identität und dann hauptsächlich Arbeitsergebnisse meiner Arbeiten zum Raum (Sturm 2000), wobei ich als empirisch arbeitende Soziologin zwei zusammengehörige methodologische Ordnungsmuster für Raumbetrachtungen vorstellen möchte. Raum soll dabei im Konstrukt des Empirischen Relativs verankert werden, um dann auf dieser Grundlage Forschungsfragen in einem dynamischen RaumZeit-Modell zu strukturieren. Ich erhoffe mir davon, raumrelevante wissenschaftliche Diskurse so systematisiert verständlicher gestalten zu können.

Vielfalt von Identität

Zunächst also folge ich mit einigen eher assoziativen Gedanken den mehrfachen Bedeutungsdimensionen von Identität: Als Wort stammt es vom lateinischen Demonstrativpronomen *idem/eadem/idem*, das heißt „ein und der/die/das-selbe“, und verstärkt den Hinweis auf *is/ea/id*, also auf „eben der/die/das“. Im Alltag betont es so die *Echtheit*, bestätigt, dass eine Person oder ein Ding auch im Verlauf der Zeit identisch mit sich selbst (geblieben) ist, folglich identifiziert im Sinne von wiedererkannt werden kann.

Für die Logik als Teil philosophischen Denkens folgt daraus das Prinzip der *Selbigkeit* als vollkommene Übereinstimmung bzw. das Gleichbleiben von etwas – eines Dinges, einer Person, eines Satzes etc. – mit sich selbst oder mit etwas anderem. Für logische Identität sind zwei Regeln definiert:

- die Reflexivität: für alle x gilt: $x \equiv x$, die besagt, dass jeder Gegenstand mit sich selbst identisch ist, und
- die Substitutivität: $x \equiv y; A(x) \Rightarrow A(y)$, die ausdrückt, dass bei Identität von x und y und wahrer Aussage über x diese Aussage auch für y gilt.

Durch diese Regeln wird Identität eindeutig charakterisiert, so dass sie als Gleichheitsaxiome zur Beschreibung formaler Systeme einschließlich diverser Logikkalküle gehören. Identität ist somit ein Spezialfall der Gleichheit – sie heißt deshalb auch *vollständige oder konkrete Gleichheit*. Gleichheit als umfassendere Relation in einer Menge besteht hingegen genau dann zwischen zwei Elementen a und b (d.h. $a = b$), wenn a jede für die jeweilige Betrachtung relevante Eigenschaft hat, die auch b hat und umgekehrt. Für vorgegebene Aussagebereiche wird statt von logischer Gleichheit auch von *Ununterscheidbarkeit* zweier Elemente hinsichtlich gleichwertiger Aussagen gesprochen. Die Betonung liegt auf der Vorgabe der Aussagebereiche. In der Mathematik werden folglich Gleichungen unterschieden

- in Bestimmungsgleichungen, die in einem Definitionsbereich nur für ein Element gelten wie z.B. $2x = 6 \Rightarrow x = 3$, und
- in Identitätsgleichungen, die für alle Zahlen eines definierten Bereiches gelten wie z.B. $(x+1)(x-1) = x^2-1$ für alle reellen Zahlen x .

Die Selbigkeit wird in der Psychologie zur *Wesensgleichheit* im Sinne einer als Selbst erlebten inneren Einheit der Person. In empirischen Untersuchungen zum Selbstkonzept wird zwar zwischen Real-, Ideal- und Spiegel-Selbst differenziert, das Konstrukt gesunder Ich-Identität setzt aber zugleich die Widerspruchsfreiheit zwischen diesen Selbst voraus, ohne in der Regel den Identitäts-Bildungsprozess unter gegebenen gesellschaftlichen und psychosozialen Verhältnissen zu thematisieren. Zumeist wird davon ausgegangen, dass die *Kontinuität des Selbsterlebens* eines Individuums hergestellt wird durch die dauerhafte Übernahme bestimmter sozialer Rollen und Gruppenmitgliedschaften sowie durch die gesellschaftliche Anerkennung als jemand, der die betreffenden Rollen inne hat bzw. zur betreffenden Gruppe gehört. Entsprechend der Verschiedenartigkeit dieser Rollen und Mitgliedschaften werden auch Arten oder Aspekte der Identität unterschieden – z.B. berufliche oder sexuelle oder nationale Identität. Der Prozess der Identitätsfindung und -bildung ist laut Erik Erikson (1973) eine *Anpassungsleistung*, um nicht zu sagen ein Unterwerfungsvorgang verstärkt während der Pubertät und Adoleszenz, der die individuelle Bedürfnisstruktur mit den gesellschaftlich akzeptierbaren Lösungen abgleicht. Identitäts-Diffusionen als zunehmendes Krankheitsbild verweisen auf beschleunigten sozialen Wandel, der die Verarbeitung diskrepanter Anforder-

rungen aufnötigt und Individuen verunsichert. Zugleich verweisen solche Widersprüche darauf, dass Identität als psychologisches Selbstkonzept nicht unabhängig zu verstehen ist von gesellschaftlichen Konstitutionsprozessen.

Wir sehen schon an dieser Stelle der Assoziationskette, dass es nicht nur eine Diskrepanz zwischen dem alltagsrelevanten Begriff von Identität und einem wissenschaftlichen gibt, sondern auch zwischen verschiedenen Auffassungen in den diversen wissenschaftlichen Disziplinen, denen ich nun noch eine weitere hinzufügen möchte – nämlich: was Identität im Zusammenhang mit gesellschaftlich-politischen Positionen bedeuten kann. Zunächst geht es in sozialwissenschaftlich orientierten Identitäts-Theorien um die Frage, wie sich ein soziales Handeln anleitendes Selbstverständnis entwickelt. So begreifen alle sozialbehavioristisch orientierten Rollentheorien (Goffman 1967; Mead 1968) die Ich-Identität als einen Balanceakt zwischen äußeren Erwartungen und eigener Einzigartigkeit, was das Potenzial zu einem ständigen Konfliktprozess beinhaltet. „*Balancierende Identität*“ unterstellt so eine „Welt ohne Normenkonsens“ (Krappmann 1969, 80), vielmehr ist jedes Gesellschaftsmitglied aufgefordert, mit Hilfe der eigenen Identität sowohl Normen neu zu interpretieren und soziale Verhältnisse zu wandeln als auch „nicht lösbare Diskrepanzen“ (ebd., 12) stehenzulassen. Solches Aushalten von Widersprüchen kann m.E. sehr unterschiedlich eingeschätzt werden: Betrachte ich es allein aus der Perspektive des Individuums, so zeigt z.B. Theodor Adorno (1970, 32f) auf, dass ihm „jene Balance der Kräfte“ zugemutet werde, „die in der bestehenden Gesellschaft nicht besteht und auch gar nicht bestehen sollte, weil jene Kräfte nicht gleichen Rechts sind. ... Seine Integration wäre die falsche Versöhnung mit der unversöhnten Welt“ und könnte nur zur „Charaktermaske der Unterwerfung“ führen. Andererseits gehe ich davon aus, dass nicht erst in heutigen Gesellschaften Identität als ein perspektivisch-dynamischer lebenslanger Prozess verstanden werden kann. Wenn Identität aus der Perspektive der menschlichen Gemeinschaft und ihrer immer neu sich konstituierenden Gruppenbildungen betrachtet wird, wird sie zum je aktuell *handlungsleitenden Konsens*. So verstehe ich die eingangs zitierte Perspektive für Geschlechtsidentitäten von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp. Und solches wurde bereits von Hannah Arendt (1971) als hauptsächliche Qualität des Öffentlichen und der Freiheit aufgezeigt, wodurch sich im Weltbild der griechischen Antike die Menschheit gegenüber der sonstigen Natur auszeichnete und was sich als eine Grundidee des Politischen in allen europäischen Gesellschaften tradiert hat. Der Konsens als Macht der Gemeinschaft stand dort allerdings der Selbigkeit des Privatmannes unvereinbar gegenüber, da das zwischen den Menschen entstehende Handeln zu Veränderung führt, während der Idiot dem Gleichen verhaftet bleibt.

Vor dem Hintergrund dieser vier Identitäts-Positionen – also der alltagsüblichen, der logisch-mathematischen, der sozial-psychologischen und der gesellschaftlich-politischen – muss ich ganz neu fragen, ob es Identität von Raum oder Räumen geben kann und was sie sein könnte – ganz zu schweigen von Räumen der Identität, denn welche Selbigkeit meinen wir? Existiert, wie es im Wörterbuch heißt, ein Bestimmtes bzw. Individuelles bzw. Unverwechselbares? Oder: Was kann zur gemeinsam geteilten Vorstellung von Raum oder Identität werden? Weitere Überlegungen zum Begriff und Wesen der Identität überlasse ich in diesem Buch der Kollegin und den Kollegen aus der Philosophie. Meine Assoziationen sollten zunächst deutlich machen, dass es nicht nur keine vollkommene Gleichheit von Räumen geben kann, sondern dass die Vorstellung einer solchen selbst in der mathematischen Variante schon sehr begrenzender Gültigkeitsmarkierungen bedarf und für die Dinge des Lebens mit

Identitäten – wohlgermerkt im Plural – immer ausgehandelte Balanceergebnisse kurzfristiger Gültigkeit verstanden werden sollten. Insgesamt heißt dies, wir können Identität von egal was nicht eindeutig und ein für alle Mal messen, bestimmen oder festlegen, sondern müssen uns auf den widersprüchlichen Prozess des Erkennens als Annäherung an das Objekt unseres Interesses einlassen.

Methodologische Hintergrundüberlegungen zum Empirischen Relativ

Was bedeutet dies für Raum als Objekt der Raumplanung? Planung als praxisverhaftete Disziplin kommt schließlich ohne einen operationalisierbaren Gegenstand nicht aus. Wenn Raum (wie Identität) aber nur als Ergebnis eines gesellschaftlichen Konstituierungsprozesses verstanden und folglich beplant werden kann, sind die konstituierenden Komponenten von Raum zu differenzieren und in ihrer Wirkung aufeinander zu analysieren. Um es nochmals deutlich hervorzuheben: Ein Raumkonzept muss nicht nur die erzeugten oder vorgefundenen Materialitäten dieser Welt enthalten, sondern auch den Wandel, die Entwicklung, die Bezüglichkeiten, die das Seiende mitgestalten. Deshalb trägt meines Erachtens ein Modell konzentrischer Raumhorizonte nicht sehr weit, auch wenn es sehr beliebt und anschaulich ist: Dafür wird z.B. von Elisabeth Konau (1977) die systematische Hierarchie von einfachen Interaktionssystemen über organisierte Systeme hin zu umfassenden Gesellschaftssystemen auf Raumebenen in der Staffelung von Mikro-, Meso- und Makroraum übertragen. Zwar können in diesem Modell durchaus Beziehungen zwischen den Systemebenen dargestellt werden, jedoch kann sich die Analyse kaum vom vergleichenden Denken der impliziten totalen *Ordnung* lösen. Aber selbst in der Mathematik wird konstatiert, dass die meisten menschlich interessanten Phänomene eher mit partiellen Ordnungen beschrieben werden können (Paulos 1992). Für die Messtheorie heißt dies, dass Messungen für partiell geordnete Mengen nur auf Nominalskalenniveau möglich sind – d.h. nur Gleichheit oder Ungleichheit ist als empirische Operation zu bestimmen. Diese Einschränkung der messenden Möglichkeiten und zugleich Erweiterung der Themenstellungen sollte auch die Raumplanung für ihre Problemformulierungen nicht aus dem Blick verlieren.

Trotz der diversen, hier kaum angerissenen Problematisierungen stellt die Methodologie aber auch ein Denkmodell zur Verfügung, das m.E. die theoretische Reflexion von Raum und seiner Identität unterstützen kann. Ich greife dafür auf die Struktur des sogenannten *Empirischen Relativs* zurück. Dieses hat seinen Platz in messtheoretischen Überlegungen, auf die ich hier nur kurz eingehen will. Jegliche Messung kann als interaktive Modellbildung verstanden werden, die der/die forschende PlanerIn mit seiner/ihrer speziellen Fragestellung als Angleichung zwischen Raumausschnitt und gewähltem Ordnungsmuster entwickelt. Sobald das ordnende Begreifen sich auch zählend ausdrückt, wird als Modellbrücke das Empirische Relativ eingeschaltet. Dieses bietet dem methodischen Vorgehen eine doppelte Perspektive. Zum einen bestehen Relative aus Elementen bzw. Merkmalsträgern und zum anderen aus Beziehungen zwischen diesen. Für den Raum hieße dies, dass sowohl seine statischen Elemente als auch seine dynamischen Eigenschaften berücksichtigt würden. Die Analyse solcher Relative kann dann zum einen von der Betrachtung der Merkmalsträger ausgehen, wofür u.a. die gesamte Deskriptivstatistik samt aller Zusammenhangsmaße steht, und zum anderen von einer Betrachtung der Beziehungen zwischen den Merkmalsträgern, wofür z.B. Netzwerkanalysen stehen.

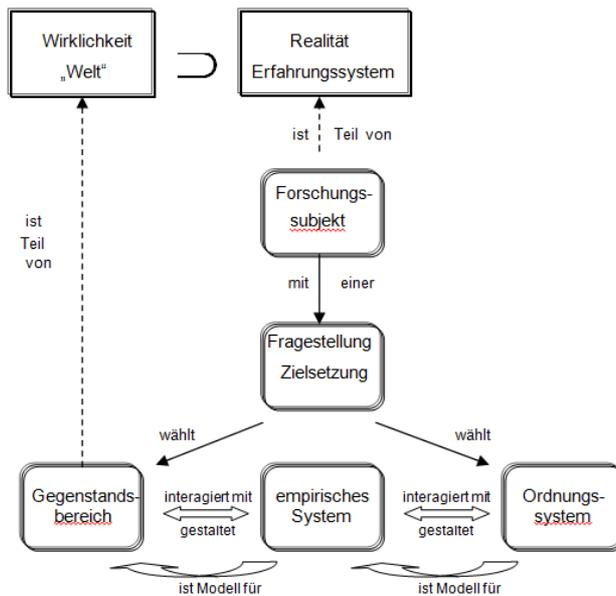


Abbildung 1:

Die modellbildende Funktion der Messung, dargestellt als interaktive Modellrelation.

Quelle: eigene Darstellung modifiziert nach Gigerenzer 1981, 31.

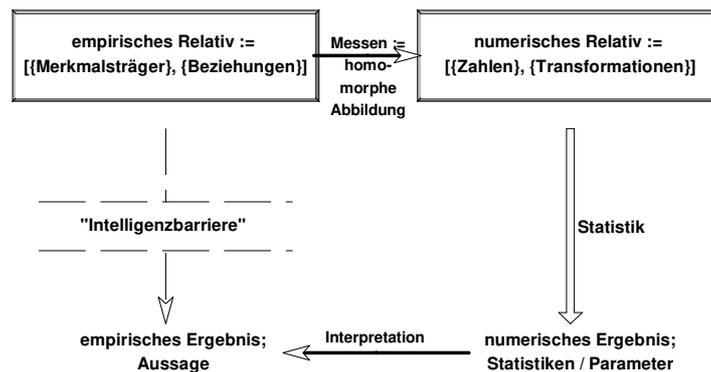


Abbildung 2:

Schema für die Informationsreduktion mittels Anwendung von Statistik.

Quelle: eigene Darstellung modifiziert nach Kriz 1981, 90.

Um dies am *Beispiel* zu verdeutlichen, wähle ich die Urbanitäts-Debatte auf einer Netzwerkfolie als Ordnungsraster: Betrachte ich urbane Netzwerke aus der *Perspektive der Elemente*, dann werden stadtprägende Bauobjekte fokussiert und aufeinander bezogen oder typisch städtische Bevölkerungsgruppen beschrieben und demografisch miteinander verglichen. Werden als Ausdruck von Urbanität Netzwerke dagegen eher aus der *Perspektive der Beziehungen* gefasst, so entsprächen einer verbundenheitsorientierten Analyse alle Studien über Aushandlungsprozesse hinsichtlich Gestaltung zwischen Bevölkerungs- und/oder institutionellen Gruppen oder über Face-to-Face-Kontakte, aber auch über materiale Versorgungsnetze einer Stadt mit Energie oder Wasser oder Wohnraum oder ... (z.B. Ipsen 1995). Die zweite Möglichkeit, Beziehungsstrukturen zu analysieren, legt eine positionsorientierte Strategie zugrunde: Die strukturelle Äquivalenz von Positionen (Personen, Gruppen, Stadtteilen; Städten, etc.) bedeutet dabei Gleichheit ihrer Beziehungsmuster zu allen anderen Positionen des Gesamtnetzwerkes, ohne dass sie miteinander verbunden sein müssen. Bei ei-

nem Städtevergleich hinsichtlich urbaner Qualitäten genauso wie für die Potenziale städtischer Milieus könnte dies heißen, historisch ähnliche Entwicklungen zu berücksichtigen (z.B. Vester/Hofmann/Zierke 1995) oder ähnliche Lagen zum Weltmarkt (z.B. Braudel 1986).

Entsprechend zu diesen drei Möglichkeiten der Netzwerkanalyse unterscheidet u.a. Kuni- bert Wachten bei den urbanitätsunterstützenden Maßnahmen zwischen „produktfixierten Kriterien“ sowie „prozess- und strukturorientierten“ Perspektiven. Wenn auch im Rahmen der Urbanitäts-Debatte derzeit die sozialwissenschaftlich dominierte Argumentation besonders die Prozessorientierung in Form permanenter Grenzerfahrungen und heikel ausbalancierter Verhaltensmodi im städtischen Raum betont, so verstehe ich die jetzigen Diskussionen vor allem als Nachholen, als Ergänzung der zu lange nur an voneinander isolierten Dingen orientierten Raum-Wahrnehmung. Die struktur- und prozessorientierte Wahrnehmung übersieht damit keineswegs die Dinge – in methodisch reduzierender Sprache: Elemente der Relative oder Knoten der Netzwerke –, sondern vervollständigt die methodologische Ordnung um die im theoretischen Modell längst formulierten zugehörigen Relationen.

Das Empirische Relativ als Struktur für Raumforschung

Ich komme nochmals auf die Operationalisierungsmöglichkeit für empirische Raumforschung zurück, bevor ich beispielhaft auf Autoren für solches Denken im Relativ verweise. Jede bewusste methodische Strukturierung einer zu untersuchenden Realität unterscheidet zwischen den Gegenständen des interessierenden Untersuchungsbereiches und den Relationen zwischen diesen im umfassenden Sinne. Wie ich schon angedeutet habe, haben sich bisherige Vorgehensweisen meist auf die *materiellen Elemente* des Relativs konzentriert und Beziehungen nur aus Vergleichen abgeleitet. Ein entsprechend positionierendes Denken teilt die Dinge zunächst auf, definiert sodann die vorgeblich interessierenden Merkmale und ordnet erst abschließend mögliche Verbindungen zu – was immer auch anders Zusammengehörendes trennt. Diesem Vorgehen entspricht der Raum als Container aller körperlichen Objekte, denn dann muss Raum zunächst leer sein, damit mensch Dinge beliebig einfüllen und anordnen kann, ohne dass Raum eigen-sinnig stört. – Ein methodologisches Vorgehen, das entsprechend ausschließlich die *Relationen* als Material verarbeitet (z.B. Teile der Netzwerkanalyse oder eine Multidimensionale Skalierung), hinterlässt gewaltige Verunsicherung hinsichtlich der Dingwelt des Relativs, da diese ihre eindeutige Kategorisierung verliert und verschiedenen Interpretationen anheimfällt. Solchem Vorgehen entspricht der Raum, der durch menschliches Denken und Tätigsein konstituiert wird, den diese Art von Beziehungen aber ‚nur‘ beweglich und veränderlich hervorbringen können, quasi ohne Rahmen.

Solch bewegliches Denken irritiert nicht erst heute Anwendende wie Wissenschaftstreibende. Einer der wenigen Soziologen, die ein Raumkonzept ähnlich dem Konstrukt eines Relativs entwickelt haben, war Georg Simmel. In seinen Aufsätzen zu einer räumlichen Soziologie (1903, in Kramme 1995) entwickelte er Raum in Affinität zur „Sachlichkeit der Vergesellschaftung“. An seinem Formenbegriff wird die zum Empirischen Relativ vergleichbare Konstruktion deutlich: Zum einen sind Formen bei Simmel umfassende objektive Gebilde und zum anderen Wechselwirkungen zwischen Individuen, Sozialformen, die noch nicht zu festen, überindividuellen Gebilden verfestigt sind. Entsprechend unterschied er zwischen den *Raumgebilden* die er als Resultate der Einwirkungen sozialer Gestaltungen und Energien betrachtet (Staat, Gebietshoheiten und Zentralitäten, feste Lokalitäten, leerer Raum), und in

Ergänzung dazu den *Raumqualitäten*, die einer „Tätigkeit der Seele“ entspringen und sich zu intersubjektiven einheitlichen Anschauungen verbinden (Ausschließlichkeit, Zerlegbarkeit, Fixierung, Nähe und Distanz, Bewegung). Deutlich wird an Simmels doppelschrittiger Raumkonzeption sein Verhaftetsein im damals unhinterfragten ‚absoluten Raum‘ Newton-Kantscher Prägung. Andererseits setzt er sich vom verbreiteten Raumdeterminismus der politischen Geografie ab, denn an seinem Raum als Form sind die Inhalte wichtig – sonst bleibt er an sich wirkungslos: Die vorgängig gegebenen invariablen Grundqualitäten der Raumform wirken nicht kausal auf Formen der Vergesellschaftung, sondern sind Konstitutionsbedingungen neben anderen. Folglich sind Raumgebilde auch nicht kausale Folgerungen aus Vergesellschaftungsprozessen, sondern lediglich deren Projektionen, die ihrerseits zurückwirken. Simmels umfassend konzipierte Gestalt des Raumes fand – vielleicht auch aufgrund einer noch wenig entwickelten sozialwissenschaftlichen Methodologie – allerdings kaum Rezeption.

Daraus ergibt sich die Folge-Frage, wer denn heute Raum in Relativ-Struktur behandelt – also Gegenstand und Vergegenständlichung, Sein und Werden bzw. Nichten zugleich betrachtet. Von den mir bekannteren Autoren sind dies einerseits Pierre Bourdieu, der in seinem Konzept des sozialen Raumes immer wieder die enge Verbindung von objektiven Strukturen und subjektiven Orientierungen und Handlungsmustern herausstellt – für die er gemäß seiner *Methode der Homologie* auch eine gemeinsame Sprache verwendet (1976). Und andererseits betont Dieter Läßle seit einigen Jahren immer wieder, dass Raum weder neutrales Gefäß noch passive Resultante körperlicher Objekte sein dürfe, sondern auch die Raumstrukturen gestaltenden gesellschaftlichen Kräfte soweit miteinbezogen werden müssten, dass Raum die *Qualität eines aktiven Wirkungsfeldes* bzw. eines gesellschaftlichen Milieus erhalte (1991). Seine vier Komponenten eines Matrix-Raumes verwende ich nun zur Entwicklung meines eigenen RaumZeit-Modells.

Ein dynamisches Modell für die RaumZeit-Forschung

Dieses Modell soll vor allem der Forschung über Raum als Verortungsmöglichkeit ihrer Fragen dienen und ich habe versucht, bei der begrifflichen wie der strukturierenden Entwicklung verschiedene Kriterien historischer Auseinandersetzungen um Raum als wissenschaftlichen Gegenstand zu berücksichtigen, die ich hier nur sehr kurz vorstelle. Die zuvor entwickelten Vorteile des Empirischen Relativs, die Gleichzeitigkeit von Hervorbringen und Hervorgebrachtem zu berücksichtigen, sind darin in anderer Form aufgehoben:

- Es gibt nicht ein umfassendes jederzeit und allorts gültiges Raumkonzept, sondern eine Differenziertheit von Raum, die bewusst verhandelt werden sollte
 - ⇒ die Facetten des Raum-Modells sollten Ziele der Forschungsfragen eindeutig verankern und in ihrer Anordnung die Einwirkungen auf die zu behandelnde Frage berücksichtigen.
- Raum entfaltet seinen Charakter nur im Kontext der gesellschaftlichen Praxis, zu der einerseits die alltägliche Praxis und Erfahrung der mit Aneignung, Nutzung und (Re-)Produktion von Raum und Natur befassten Menschen gehört und andererseits die wissenschaftliche Praxis der Forschung und Erkenntnisgewinnung
 - ⇒ das Modell müsste so flexibel sein, dass Bewegung und Veränderungen darin denkbar sind.

- Raum ist Verschiedenräumigkeit: Nebeneinander, Gleichzeitigkeit bzw. Anordnung, Ausdehnung – Zeit ist Verschiedenzeitigkeit: Nacheinander, Gleichräumigkeit bzw. Abfolge, Dauer; nur in Verknüpfung können sie die Erscheinungsformen einer menschlichem Erkennen zugänglichen Welt ordnen
 ⇒ jedes Raum-Modell sollte ein RaumZeit-Feld präsentieren.
- Ein Modell für methodologisch orientierte Raumentwicklung sollte ForscherIn und Gegenstand bzw. inhaltliche Gegensätze vereinen ohne sie zu ver-ein-fachen; das prozessuale Prinzip sollte deshalb aus dem Erwirkten immer neue Fragestellungen in verändertem Kontext hervorbringen können
 ⇒ ein Spiral-Modell mit Mitte als Ausgangspunkt auf eine Allheit von Enden bezogen (wie eine Wetterfahne) gewährleistet eine entsprechende Offenheit.

Einschränkend betone ich hier, dass all diese Kriterien schon auf eine mögliche Operationalisierung hin gedacht sind – sie reduzieren also zugunsten der faktischen Lage der Instrumentenentwicklung alle prozessualen Denkmuster, egal ob hermeneutischen oder dialektischen Vorstellungen folgend!

Als vorläufiges und – wie ich hoffe – entwicklungsfähiges Ergebnis möchte ich nun mein RaumZeit-Modell vorstellen:

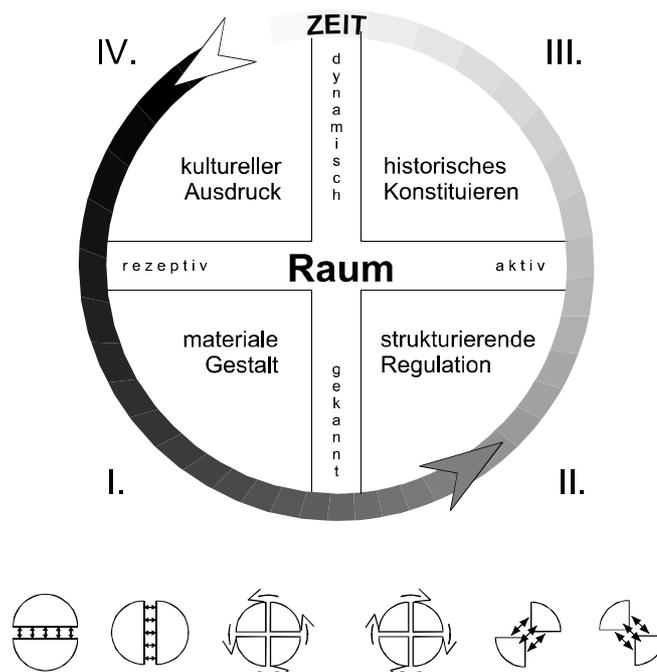


Abbildung 3:

Vorläufige Ergebnisformation eines methodologischen Quadrantenmodells für Raum mit Zeitspirale als Entwicklungsdimension sowie einer Orientierungsleiste für die operationalisierbaren Wechselwirkungen zwischen den Feldern. Quelle: Eigene Darstellung.

- Die vier Quadranten spiegeln eine jeweils sehr *eigenständige* Facette einer komplexen – natur- wie gesellschaftswissenschaftlich relevanten – Raumvorstellung - und sind zugleich in ihrer Gesamtheit notwendig, um Raum entstehen lassen zu können. Diese relative Unabhängigkeit ist methodologisch notwendig, um eine Forschungsfragestellung in ihrem Hauptinteresse und damit Ziel verankern zu können. Meine interpretierenden Extrakte

aus diversen Vorläufermodellen lassen mich für mein Quadrantenmodell folgende Kurzbezeichnungen modifizieren:

- I. Die *materiale* Gestalt des Raumes
 - II. Die *strukturierende Regulation* im Raum und des Raumes
 - III. Das *historische Konstituieren* des Raumes
 - IV. Der *kulturelle Ausdruck* im Raum und des Raumes
- Die Kreisanordnung ermöglicht es, sehr viele unterschiedliche *Wechselwirkungen* zwischen den in Quadranten und Hälften repräsentierten Raumeigenschaften zu visualisieren. Dabei ist nach meiner Interpretation die strukturierende Eigenschaft des Relativs nicht auf eine Kreishälfte beschränkt, sondern jeder Quadrant ist mit der vollständigen Struktur des Empirischen Relativs ausgestattet, d.h. Raum kann in jeder Facette abhängig von der Forschungsfrage sowohl die *elementenbezogene* als auch die *relationenbezogene* Funktion übernehmen – wobei das ‚Gegenfeld‘ dann jeweils die entsprechende ‚Gegenfunktion‘ wahrnimmt.
 - Die *gegenseitige Abhängigkeit von Raum und Zeit* soll durch die Drehung in eine Spirale hinein verdeutlicht werden. Dadurch entstehen beliebig viele *Schichten* aufeinander, die das historische Gewordensein von Raum und im Raum dokumentieren.

Vielfalt von Raum

Bevor ich noch ausführlicher auf die Art der implizierten Wechselwirkungsmöglichkeiten, d.h. auf den Entstehungsprozess von Raum eingehe, will ich das Verständnis zunächst mit einem *Beispiel* stützen und wähle dafür „Landschaft“:

- Für Landschaft als Forschungsgegenstand der Raumplanung finden sich im I. Quadranten alle organischen und anorganischen Elemente einer Region. Dazu gehören der Zustand und die Struktur der Erdoberfläche – Wasserfläche, Küste, Wüste, Ebene, Berge, Sumpf, Wald etc. sowie möglicherweise bereits ‚verbrauchte‘ Oberflächenelemente, z. B. Verkarstung nach Übernutzung, Abholzung, Brand, Erdbeben etc.; weiter zählen zur materialen Gestalt die Pflanzen- wie die Tierwelt in Abhängigkeit von der Klimazone ebenso wie die menschliche Bevölkerung, die dauerhaft oder periodisch ansässig ist; weiter sind sogenannte Naturressourcen wie z. B. Bodenschätze prägend und schließlich alle sich vergegenständlicht habenden Produkte menschlichen Lebens und Siedelns, wie da sind Gebäude, Wege und Straßen und Kanäle, aber auch der gepflügte Acker, der gepflanzte Obstgarten, die Viehweide oder der Stadtpark oder das Sportstadion.
- An der Aufzählung wird bereits deutlich, dass ursprüngliche Natur im Sinne von menschenunberührter Landschaft sehr selten bzw. gar nicht existent ist, denn selbst die Gestalt der Arktis ist nicht nur von Polarforschern möglicherweise beeinträchtigt, sondern vor allem durch Verschmutzungen, die Menschen an anderen Orten der Erde verursachen. Insofern wirkt auf die Materialität jeder Landschaft das Alltagsleben mindestens der Menschen, die vor Ort leben. Hinsichtlich des III. Quadranten ist für Landschaft also all das zu beachten, was Menschen als handelnde Aneignung ihres Lebensraumes betreiben und in der Vergangenheit betrieben. Unterschiedliche Formen des Ackerbaus genauso wie des Zusammenlebens oder des Wirtschaftens prägen sich entsprechend verschieden in der Landschaft aus.

- Die meisten Wege menschlicher Raumeignung sind durch gesellschaftliche Regulationssysteme bestimmt, die sich auch auf Landschaft auswirken und im II. Modellquadranten gesammelt sind. Die landschaftsprägende Wirtschaftsform ist in allen Kulturen u. a. vom Erbrecht, vom Eigentumsrecht und von den gesellschaftlichen Machtverhältnissen zwischen den Geschlechtern und den Ethnien abhängig. Für westeuropäische Landschaften kann das Bodenrecht genauso wenig außer Acht gelassen werden wie Verwaltungsstrukturen mit festgelegten Entscheidungsabläufen auch hinsichtlich der Erstellung von Flächennutzungsplänen und Bebauungsplänen. Die Normierung von Landschaft findet aber nicht nur in diesem institutionalisierten Kontext statt, sondern z. B. auch im Kopf der meisten Reisenden. Mittels Landkarte, Stadtplan, Reiseführer oder Urlaubskatalogen ist die Landschaft im Kopf schon längst zusammengesetzt, bevor mensch vor Ort angelangt ist, um sie originär zu erfahren.
- Das Ergebnis dieser – mittels drei Raumfacetten differenziert analysierbaren – prozesshaften Entwicklung von Landschaft wird als Landschaftsbild dem IV. Quadranten des Raummodells zugewiesen. Als Raumbild (vgl. Ipsen 19976) hat jede Landschaft nicht nur eine klima- und bodenabhängige Gestalt, sondern trägt neben den menschenproduzierten Raumgebilden auch alle Spuren, Zeichen und Symbole gegenwärtigen und vergangenen ökonomischen und politischen Lebens der in ihr agierenden Menschen. Landschaft trägt somit einen kulturellen Ausdruck, der für die BewohnerInnen Heimat bedeuten kann oder zumindest eine Haltung hervorruft (egal, ob Identifikation oder Ablehnung oder ‚Leere‘). Das Landschaftsbild dient so auch der Kontrolle bzw. Beurteilung jeglicher eingreifenden Regulation – und oft genug entspricht das Bewirkte nicht dem Plan.

Dieses Beispiel abschließend möchte ich nochmals darauf verweisen, dass sich die Analyse von Raum – in diesem Fall von einer Landschaft – nicht auf Fragestellungen in einer der vier Facetten reduzieren lässt: Die Stofflichkeit des I. Quadranten erscheint als begriffene Wirklichkeit und fordert mit ihren Ressourcen die Veränderung durch menschliches Handeln im III. Quadranten heraus; vice versa sucht sich die Handlungsenergie des III. Quadranten ein Objekt aus dem I. Quadranten, um aufgrund einer vorliegenden Idee oder Norm oder Regel des II. Quadranten zur Verwirklichung im IV: Quadranten zu gelangen; das erzielte Ergebnis im IV. Quadranten ist ohne einen Entwurf im II. Quadranten – ob bewusst oder unbewusst – unmöglich und spiegelt zugleich das strukturierende Ordnungsprinzip.

Ich hoffe, dass die *gegenseitigen Abhängigkeiten* der Raumfacetten schon etwas an vorstellbarer Deutlichkeit gewonnen haben und will sie nun noch methodologisch präzisieren:

- Zunächst kann ich die beiden unteren Modell-Quadranten in Komplementarität zu den beiden oberen setzen. In Anlehnung an Immanuel Kants zwei Abteilungen von Verstandesbegriffen ist „deren erstere auf Gegenstände der Anschauung, die zweite aber auf die Existenz dieser Gegenstände gerichtet“ (1990, 121). Jedem mathematischen Urteil steht ein dynamisches als Ergänzung gegenüber. Bezüglich der von mir vorgeschlagenen Raumquadranten wähle ich den Begriff der „gekannten Basis“ für die unteren beiden und den Begriff des „dynamischen Überbaus“ für die oberen beiden. In der Sprache der zuvor eingeführten Relativ-Struktur kennzeichnet diese Hälftung die Verhältnisse von Element zu Relation, Vorgabe zu Auswirkung, subjekt-/gegenstandsgebunden zu interaktionsabhängig, positionenorientiert zu relationenorientiert, Notwendigkeit zu Freiheit.
- Die ‚senkrechte Hälftung‘ hingegen erinnert an Simmels Formenbegriff mit der Differenzierung zwischen objektiven Raumgebilden als Ergebnis sozialen Wirkens und Raumbef-

dingungen der Vergesellschaftung als Ausdruck gesellschaftlicher Wechselwirkungen. Als Relativ-Struktur ließe sich damit kennzeichnen: Materialisierung zu Vergesellschaftung, rezeptiv zu aktiv, Eigensinn zu Eigenwille, Reproduktion zu Produktion.

- Wird, statt mit diesen Hälftungen Trennungen zu konstruieren, der Spiraldynamik gefolgt, ergeben sich wiederum zwei Muster ähnlich Talcott Parsons kybernetischen Aussagen zu seinem AGIL-Modell: gegen den Uhrzeigersinn und mit der Zeit wird Entwicklungsenergie weitergegeben, läuft ein veränderndes Moment, das u.a. auch Dinge im Kontext auflöst und neugebiert.
- Mit dem Uhrzeigersinn widersteht die Welt in ihrer Materialität der Zeit. Der „Organismus“ setzt die eigene Körperlichkeit als ‚Kontrolle‘ im Sinne von Auswahl oder Verknüpfung vorhandener Existenzen ein. Es wirkt in diese Richtung ein widerständiges, sich vergegenständlichendes Moment.
- Zusätzlich zu den schon aufgezeigten Wirkungsrichtungen werden von Dieter Läßle vor allem die „Diagonalen“ betont: das materiell-physische Substrat als Raumobjekt fordert das Handeln heraus, die subjektive Aneignung des natürlich Gegebenen.
- Auf der alternativen Beziehungachse entwirft ein institutionalisiertes und normatives Regulationssystem ein Bild von Wirklichkeit, das sich historisch später an Raumsymbolen und -zeichen ablesen lässt, die ihrerseits weitere Regulation ermöglichen, fördern, hindern oder herausfordern.
- Zur ersten Beziehungachse gehören nach meiner derzeitigen Interpretation Verhältnisse wie beispielsweise Gegenstand zu aneignendem Handeln oder Natur zu Subjekt – Erfahrungen, die zum Alltagserleben eines/r Jeden gehören. Zur zweiten Beziehungachse gehören Verhältnisse wie das Mögliche zum Verwirklichten, das Geplante bzw. das aneignende Herstellen zum Ergebnis oder die Gesetze zum Umgesetzten – also auch das Verhältnis von Theorie zu Wirklichkeit.
- Wenn ich zudem noch diese beiden Achsen als Hälftungen zueinander in Beziehung setze, ergibt sich als weiteres Verhältnis das zwischen Praxis und Wissenschaft, die im Kreis idealerweise ineinander verschränkt erscheinen.

KritikerInnen dieses Modells formulieren als Einwand, dass Beweglichkeit zwar postuliert würde, das Modell aber dennoch sehr starr und ‚fabriziert‘ erscheine. Dagegen lässt sich aus meiner Warte nur entgegenen, dass Methodenentwicklung in der bisherigen europäischen Denktradition lokal begrenzt gültige Systeme mit einer definierten Relevanzbasis – sei es der Archimedische Punkt oder Einsteins Ereignis – voraussetzt. Das jeweilige Bezugssystem sollte allerdings in jedem Aushandlungsprozess offengelegt werden, um überhaupt zu einer geteilten Weltsicht gelangen zu können. Letztere ist nicht in jedem Falle notwendig: Gegensätze und Differenzen können, sollen und werden weiterbestehen und neu entstehen, sind für gemeinsames Handeln allerdings kontraproduktiv.

Raum und Identität

Wenn ich nun abschließend meine anfängliche Assoziation zu Identität ebenfalls auf meine Spiralquadranten spiegeln wollte, so fände ich die logisch-mathematischen Vorstellungen von vollkommener Gleichheit am ehesten im II. Quadranten und gegenüber im IV. die Alltagsrezeption als Echtheit. Die sozial-psychologische Konstruktion der Kontinuität des Selbst würde ihre Materialität im I. Quadranten finden und die gesellschafts-politische Variante der

Balancierung das ihre im III., wobei der Entwurf solcher Konstrukte selbstverständlich aus dem theorieorientierten II. Quadranten erfolgt. Im Endeffekt schlage ich also eine ähnliche formal-symbolische Konstruktion für Identität wie für Raum vor, die den Fakten – wiederum im Doppelsinn von Getanem und Ereignis – zwar eine Ein-fach-heit abspricht, sie aber keineswegs in Beliebigkeit auflöst. Vielmehr werden Identität und Raum als Teile des Seins in einem Entstehungsprozess abgebildet, der uns in der Analyse und in der Forschungspraxis genau begründete Entscheidungen abverlangt. Mein im Titel formulierter Vorschlag, Raum wie Identität als Konfliktkategorien zu verstehen, enthält mit dem Kategorienbegriff zwar wiederum ein starres Element, das – wie soeben bereits ausgeführt – der Prozessdynamik jedoch nicht entgegensteht, sondern ihr als Ausgangsbasis dienen soll. Weiteren Entwicklungen sehe ich somit gespannt entgegen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1970). Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In ders., Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie. Frankfurt
- Arendt, Hannah (1971). Vita-Activa – oder Vom tätigen Leben. München
- Bourdieu, Pierre (1976). Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyrischen Gesellschaft. Frankfurt (Originaltexte erschienen 1965-72)
- Braudel, Fernand (1986). Aufbruch zur Weltwirtschaft (Sozialgeschichte des 15. – 18. Jahrhunderts, Bd. 3) München (Originalausgabe erschien 1979)
- Breckner, Ingrid/Sturm, Gabriele (1997). Raum-Bildung: Übungen zu einem gesellschaftlich begründeten Raum-Verstehen. In Jutta Ecarius/Martina Löw (Hg.), Raumbildung – Bildungsräume. Opladen
- Erikson, Erik H. (1973). Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze. Frankfurt
- Gigerenzer, Gerd (1981). Messung und Modellbildung in der Psychologie. München: Reinhardt.
- Goffman, Erving (1975). Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt
- Ipsen, Detlev (1997). Raumbilder. Pfaffenweiler
- Ipsen, Detlev/Projekt WasserKultur (1994-96). Wasserkultur: Urbanität – Technik – Ökologie (Texte des Forschungsprojektes: Wasserkreislauf und urban-ökologische Entwicklung).
- IRS – Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Hg.). (1993). Vom Eigensinn der Raumes. Berlin
- Kant, Immanuel (1990). Kritik der reinen Vernunft (3. Aufl.; Raymond Schmidt, Hg.). Hamburg (Originalausgabe erschien 1926 nach den Auflagen von 1781 und 1787)
- Konau, Elisabeth (1977). Raum und soziales Verhalten: Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung. Stuttgart
- Kramme, Rüdiger (Hg.). (1995). Georg Simmel: Aufsätze und Abhandlungen 1901 – 1908 (Bd.7 der von Otthein Rammstedt hrsg. Gesamtausgabe). Frankfurt
- Krappmann, Lothar (1969). Soziologische Dimensionen der Identität: Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart
- Kriz, Jürgen (1981). Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Stuttgart
- Läpple, Dieter (1991). Essay über den Raum. In Hartmut Häußermann u.a., Stadt und Raum: Soziologische Analysen (S. 157-207). Pfaffenweiler
- Löw, Martina (1997). Die Konstituierung sozialer Räume im Geschlechterverhältnis . In Stefan Hradil (Hg.), Differenz und Integration (Verhandlungen des 28. Kongresses für Soziologie in Dresden). Frankfurt
- Mayer, Jörg (Hg.). (1993). Die aufgeräumte Welt: Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter globaler Marktwirtschaft. Rehberg-Loccum
- Mead, Georg H. (1973). Geist, Identität und Gesellschaft: Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt
- Parsons, Talcott (1975). Gesellschaften: Evolutionäre und komparative Perspektiven. Frankfurt (Originalausgabe erschien 1971)
- Paulos, John Allen (1992). Von Algebra bis Zufall: Streifzüge durch die Mathematik. Frankfurt (Originalausgabe erschien 1991)
- Schmieder, Arnold (1984). Identität. In: Harald Kerber/Arnold Schmieder (Hg.), Handbuch Soziologie (S. 229-234). Reinbek
- Sturm, Gabriele (2000). Wege zum Raum: Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften. Opladen
- Vester, Michael; Hofmann, Michael; Zierke, Irene (Hg.). (1995). Soziale Milieus in Ostdeutschland: Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung. Köln